

Schubart-Literaturpreis 2017 - Festakt zur Verleihung am 22. April
2017, 19 Uhr Stadthalle Aalen

Laudatio auf Sasa Stanisic von Dr. Stefan Kister

Es gilt das gesprochene Wort – Abdruck nur in Auszügen erlaubt

„Vieles fällt leichter, wenn man eine gemeinsame Sprache hat, lautet eine billige Weisheit und eine große Hoffnung.“ Dieser Satz ist mir auf der Suche nach einem Anfang für diese Laudatio aus Sasa Stanisic‘ jüngstem Buch, dem Erzählband „Fallensteller“, entgegengepurzelt. Unter vielen anderen - eigentlich hätte man jeden beliebigen Satz nehmen können. Und vielleicht ist das ein schon ein Zeichen für die Kunst, die es hier zu würdigen gilt. Denn bei diesem Autor gibt es nichts Halbes, einfach so dahin Geworfenes, nichts Tausendmal-schon-Gesagtes. Vielmehr ringt jedes Wort darum, die große Hoffnung offen zu halten und nicht zur billigen Weisheit zu verkommen.

Und hier nun scheint dieser zufällig herausgegriffene Satz dann doch tatsächlich einen Nervenpunkt zu markieren, auch wenn ich mir geschworen habe, nicht gleich mit der sperrangelweit offenstehenden Sprachversöhnungs-Tür ins Haus dieses höchst eigenwilligen Werks zu fallen. Denn wie es sich anhören könnte, die Eigenart eines Schreibens in die literaturpreisgemäße Huldigungsprosa einer Laudatio zu verwandeln, hat Sasa Stanisic in der Titelgeschichte des Bandes „Fallensteller“ mit dem ihm eigenen verschmitzten Witz vorgeführt: Ein junger Bewohner namens Lada aus dem uckermärkischen Dorf Fürstenfelde hat es darin diesem Jugo gleichgetan, der sich dort einmal rumgetrieben hat. Dieser Lada beginnt also zu schreiben. Prompt gewinnt er damit einen Literaturpreis, nicht so bedeutend, wie der Leipziger Buchpreis, den der Jugo für seinen Dorf-Roman erhalten hat. Aber immerhin. In der Begründung der Jury heißt es nun: „Robert Lada Zieschke komponiert

in seinem rasanten Milieustück eine Sinfonie der Provinz jenseits der großen Themen und abseits des Mainstreams. Die originelle Musikalität seiner Sprache sucht ihresgleichen in seiner Generation, was sicherlich damit zu tun hat, dass Zieschke ein Autor mit Provinzhintergrund ist.“

Man könnte daran nun einfach anschließen – ich zitiere den Anfang einer fiktiven Rede: „Mit seinem ersten Roman über ein von einem Soldaten repariertes Grammophon bringt Stanisic ergreifende Kinderszenen aus dem bürgerkriegsumtosten Jugoslawien in einer von Leiden und Erlebnis getränkten Sprache zu Gehör.“ Ende dieses Zitats aus einer nie gehaltenen Laudatio. Man ahnt freilich, wie oft derjenige, der sich hinter dem besagten Jugo der Erzählung verbirgt, ähnliches schon über sich gehört haben mag. Und es ist nicht die einzige Passage in diesem Buch, in der sich der Autor über die Riten und Gebräuche des Kulturbetriebs mokiert, auch wenn sie seine eigene Karriere wesentlich mitbestimmt haben.

Der jugoslawische Bürgerkrieg hat den 1978 in Bosnien geborenen Autor einst nach Deutschland verschlagen. Da war er 14 Jahre alt. In Heidelberg ging er zur Schule, studierte Deutsch und Slawistik, bevor er nach Leipzig ins Literaturinstitut wechselte. Von all dem handelt sein Debüt „Wie der Soldat das Grammophon repariert“, 2006 für den Leipziger Buchpreis nominiert, vom Zerschneiden der Wirklichkeit und vom sich Wiederfinden in der Erzählung. Acht Jahre später dann der zweite Roman „Vor dem Fest“ über die eigenartigen Bräuche des Dorfes Fürstenfelde in der Uckermark, 2014 mit dem Leipziger Buchpreis geehrt.

Stanisic heftet darin sein Ohr an den Boden der märkischen Erde, um dort die leisen Signale, Botschaften, Erschütterungen einer anderen Geschichte einzufangen, einer, die ganz nah ist und doch weit zurückreicht und die lange Nacht ausfüllt, die dem Fest, dem großen Ereignis im Leben der Bewohner Fürstenfeldes vorausgeht.

Kriegsgreuel, Migration, Vielstimmigkeit - mit diesem Dreischritt hat man den armen Autor nun doch beinahe in die Wertschätzungsfalle-Falle gejagt, in der die Katastrophenkulinarik des Kulturbetriebs ihre Beute macht. Und hat man sich erst einmal in diesem Literatursegment mit welchem Hintergrund auch immer verfangen, werden einem rasch elementare poetische Bürgerrechte aberkannt, wie zum Beispiel das der Differenz zwischen dem Autor und seinen Figuren.

Mit jedem seiner Sätze sträubt sich Stanisic gegen die Fesseln solcher Festlegungen. Und wenn man das Geheimnis der Lebendigkeit dieser Prosa auf den Begriff bringen wollte, dann wäre es gerade die agile Gleitbewegung, mit der sie sich jeglichen Zugriffs entwindet: Etwa wenn Menschen, wie es hier bisweilen vorkommt, in der Luft länger verharren, „als es für das Selbstbewusstsein der Gravitation gut gewesen wäre“. Oder wenn wohlaustarierte Satzperioden im letzten Moment vor ihrer absehbaren Sinnbestimmung noch einmal abbiegen ins Blaue hinein.

Hier ist es an der Zeit für eine kleine Spritztour zum Namensgeber dieses Preises. Und so lassen Sie uns kopfüber ins Wasser unserer Erinnerung springen und darin nach der erstbesten Beute greifen: es ist natürlich jene launige Forelle, die der in Aalen aufgewachsene Friedrich Christian Daniel Schubart in seinem vielleicht berühmtesten Gedicht so beschreibt, wie ich es gerade für die helle, funkelnde Wendigkeit der in froher Eil dahinschießenden Einfälle unseres Autors versucht habe. Aber lasse man sich hier wie dort nur nicht von der lichten Heiterkeit blenden.

Wie wir wissen, hat Schubart die originelle Musikalität seiner Sprache seinem Festungshintergrund abgerungen. Das Gedicht ist während der zehnjährigen Haft auf dem Hohenasperg entstanden, und es erzählt davon, wie ein Wesen, das sich unschuldig seiner Freiheit erfreut, zum Opfer derer wird, die im Trüben fischen. Zur Erinnerung:

Doch endlich ward dem Diebe
Die Zeit zu lang; er macht
Das Bächlein tückisch trübe:
Und eh' ich es gedacht,
So zuckte seine Ruthe
Das Fischlein zappelt dran;
Und ich, mit regem Blute,
Sah die Betrogne an.

So heißt es bei Schubart. Saša Stanišić stammt aus Visegrád, der Stadt, in der der Literaturnobelpreisträger Ivo Andrić mit seinem Roman „Die Brücke über die Drina“ gewissermaßen die Vorgeschichte dessen erzählt, was in den Jugoslawienkriegen zerstört wurde. Auch in der Drina gab es einmal Forellen, Diebe, Jäger und am Ende viel, viel trübes Wasser. Heute gehört Visegrad zum serbischen Teil Bosniens. Der einstige Vielvölkerstaat ist in die Festlegungsfalle geraten und ging darin zugrunde.

Der Fallensteller, von dem Stanisić erzählt, ist in Wirklichkeit eher ein Befreier. Er zerstreut die Bedrohungsphantasmen, die von den Leuten Besitz ergriffen haben. Im Bann seiner Fallen leben Mensch und Kreatur friedlich vereint. Über das aber, was uns die Freiheit wirklich raubt, rappt er mit seherischer Gabe: „Nationalismus, Protektionismus... Europas größte Fallen... Sich Ressourcen krallen, bis vor Ort sich Fäuste ballen... Waffen liefern, Kriege schüren, dann verschließen jene Türen, die vom Blutvergießen in Sicherheit führen... Die maroden Boote derer, die es wagen... Oh, Ägäis, deine neuen brutalen Sagen.“ Das ist die Schlinge, die sich nicht nur in Europa gerade zuzuziehen droht. Spielerischer kann man sich darauf keinen Reim machen. Ernster auch nicht.

Wie schrecklich Spiel und blutiger Ernst zusammenfinden können, hat der leidenschaftliche Fußball-Liebhaber Stanisić mit einer Szene seines ersten Romans in die Erinnerung des Lesers graviert. Darin spielen während des jugoslawischen Bürgerkriegs gefangene Bosnier

gegen serbische Soldaten Fußball, eine verzweifelte Partie auf Leben und Tod.

So libellenleicht und schwebend Stanisic mit der Sprache spielt, so bodenlos tief und dunkel ist der darunterliegende Grund. Beide Sphären fließen in dem Lebensstrom der letzten Geschichte des „Fallensteller“-Bandes zusammen. Auf der Oberfläche treibt das erfolgreiche Dasein eines jungen zeitgemäß polyamourös veranlagten Weltenbummlers dahin, leise begleitet von einer Unterströmung der Erinnerung an den im Sterben liegenden Großvater, der ihm einst im Fluss das Schweben beigebracht hat.

Stanisic hat es über den Fluss geschafft. Er hat eine neue Sprache gelernt. Eine? Das klingt mal nach früher Neuzeit, mal nach deutschem Hip-Hop, mal nach hoher Dichtung und mal nach schwieriger Sozialprognose. Wie in Drachenblut gebadet versteht man endlich das komplizierte Seelenleben der Füchse, was in ihnen vorgeht, wenn sie sich in Todesgefahr ein gestohlenen Ei auf der Zunge zergehen lassen oder die Witterung eines Wolfs aufnehmen.

Diese Wolfs-Witterung hatte auch Schubart in der Nase. Mit den Helden Stanisic' teilt er das Schweifende. "Ich bin in Deutschland geboren, und bin doch in Deutschland ein Fremdling – ich bin in Schwaben erzogen, und bin doch in Schwaben ein Fremdling – ich bin ein Reichstädtler und keine einzige Reichsstadt erkennt mich für seinen Bürger." Sein Freiheitsdrang, sein Kampf für Aufklärung, sein Eintreten für eine Emanzipation der Bauern sammelt sich im Medium seiner „Deutschen Chronik“, in der er gegen die Willkür absolutistischer Fürsten zu Felde zieht.

Womit wir wieder in Fürstenfelde wären, dem Dorf aus dem Roman „Vor dem Fest“. Wir begegnen darin ebenfalls einer Chronistin. Sie heißt Frau Schwermuth und weiß alles. Sie kennt die Dramen des Gesangsvereins, die Kriegstoten in diesem und in jenem Krieg und die Fischfangmengen des Jahres 1744. Vermutlich würde sie auch die von 1783 kennen, des Jahres, in dem Schubarts „Forelle“ im

Schwäbischen Musenalmanach erschienen ist. Vor allem aber weiß Frau Schwermuth, dass die Vergangenheit wie jede gute Erzählung ordentlich lektoriert sein will. Und gelinde gesagt geht sie mit dem Text sehr frei um, weil sie weiß, dass eine Vergangenheit nur so gut ist, wie die Gegenwart, zu der sie verhilft.

Sasa Stanisic ist der Chronist jener Geschichte, die wir uns zur Gegenwart hinzuerfinden müssen, um nicht in Schwermut zu versinken. In seiner schwellenkundigen Literatur gerät alles in Bewegung. Grenzen lösen sich auf, zwischen Mensch und Natur, zwischen Räumen und Zeiten, Leben und Tod. Und so wirkt in seinen Werken der zerstörte Traum eines poetischen Vielvölkerstaats weiter, größer und schöner als er jemals existiert hat. Wir alle gehören zu seinen Bürgern. Das ist mehr als eine billige Weisheit, das ist die große Hoffnung, die die gemeinsame Sprache dieses Schreibens weckt.

In diesem Sinn, meine Damen und Herren, die Zeit vor dem Fest ist vorbei. Lassen Sie uns feiern. Herzlichen Glückwunsch, Herr Stanisic zu dem Schubart-Preis, herzlichen Glückwunsch uns zu diesem Preisträger.